Herr Bischof, darf man Weihnachten trotz Krieg und Krisen feiern?

HERMANN GLETTLER: Ja, gerade weil unsere Welt erlösungsbedürftig ist, müssen wir Weihnachten feiern. Das Fest ist ein dankbares und demütiges Zuflucht nehmen zu Gott. Vor allem jetzt, angesichts der vielen Dynamiken des Bösen, die unsere Vorstellungskraft übersteigen. Das unruhige Herz braucht Gottes heilende Nähe. Im Kind von Bethlehem wird sie uns geschenkt. In seiner Zerbrechlichkeit ist Weihnachten gerade in Krisenzeiten ein Fest der widerständigen Hoffnung.

Wie kann ein Kind uns erlösen?

Indem es uns innerlich frei macht und zum Guten befähigt. 2018 habe ich im syrischen Aleppo eine Suppenküche besucht, wo täglich 8000 Mahlzeiten zubereitet und ausgegeben wurden. Als die Hälfte der Stadt bis auf Ruinen niedergebombt wurde, entstand diese Initiative von muslimischen und christlichen Jugendlichen. Der Jesuitenpater, der sie leitete, sagte: „Was haben wir gebetet! Aber die Bomben fielen weiter. Da habe ich den Glauben an einen Beschützergott verloren." Nach kurzer Stille fügte er hinzu: „Aber ich habe begonnen, an den Gott der Vorsehung zu glauben. Er weckt die Liebe in uns auf." Dieses Bekenntnis werde ich nie vergessen. Ein Gott, der uns zur Menschlichkeit erlöst. Die Kräfte von Empathie und Fürsorge in uns wachruft.

Was ist mit den irdischen Heilanden, die Erlösung verheißen?

Das sind ungedeckte Schecks. Leere, gefährliche Versprechungen. Der Glaube an den lebendigen Gott verpflichtet uns, diesen irdischen Erlösern nicht zu folgen. Sie haben meist eine verführerische Sprache. Und sie befeuern die Jagd auf Sündenböcke, die ihren Heilskonzepten widersprechen. Weihnachten stärkt die Wachsamkeit, auch die politische. Alternativen sind gefragt: Zuhören, nicht niederbrüllen, kreative Geduld anstelle unnötiger Empörungen. Das gilt übrigens auch für den Umgang mit den Menschen aus Syrien, die bei uns Zuflucht fanden.

Sie nennen Weihnachten zerbrechlich. Und dennoch hat das Fest alle Zeiten überdauert. Wie geht das?

Ja, es ist ein Fest mit erstaunlicher Widerständigkeit. Auch gegen alle kommerziellen Ausverkäufe. Es bündelt urmenschliche Sehnsüchte.

Zu viele Sehnsüchte?

Zu viel Sehnsucht kann es nicht geben. Vielleicht ein Zuviel an Erwartungen, dass sich zu Weihnachten das totale familiäre Glück einstellt. Und dass so manche Probleme, die das ganze Jahr über verdrängt wurden, plötzlich gelöst wären. Solche Überfrachtungen produzieren Stress. Ungünstig für ein Fest. Mit „zerbrechlich" meine ich: Ein Neugeborenes liegt in einer zerfallenen Hütte. Gott inmitten der vielen Bruchlinien und Trümmer unserer Zeit. Klingt nach Märchenstoff, ist aber das Kommen des Erlösers in radikaler Einfachheit. Und es gilt immer noch: Gott kommt uns mitten im Alltag entgegen. Nicht selten auch inmitten der Bruchstücke enttäuschter Erwartungen.

Ist das der Grund, warum die Weihnachtsgeschichte nach 2000 Jahren nicht auserzählt ist?

Ja, die Botschaft bleibt frisch, Kontexte ändern sich. Am berührendsten ist für mich am Heiligen Abend der Gottesdienst im Tiroler Hospizhaus. Menschen lassen sich dort mit großer Erwartung auf die Weihnachtserzählung ein. Fast mit kindlicher Offenheit. Ich dann auch gerne an die Weihnachtskrippe meiner Kindheit. Mein Vater hatte das Holz mit der Motorsäge geschnitten. Drinnen ein Josef ohne Arme und unter den Hirten ein Superman mit einem aufgeklebten Kopf. Ein kleines, fröhliches Krippen-Theater. Und das Licht, das geheimnisvoll durch die Fugen der rohen Bretter schien. Das Staunen und Hineintasten in das Mysterium darf nicht aufhören.

Gott kommt als Menschenkind zur Welt und bleibt doch der Andere, Unbekannte, der sich entzieht. Wie geht das zusammen?

Das ist eine wichtige Spannung. Auch in menschlichen Beziehungen ist es so. Menschen, die wir lieben, werden uns immer tiefer vertraut und bleiben zugleich ein Stück weit fremd. Und wir sollten uns nicht zu einem infantilen Blick auf Jesus verleiten lassen. Als ob es von ihm nur Babyfotos aus der Krippe gäbe. Und nette Kindheitsgeschichten. Wir feiern doch den Geburtstag dessen, der mit seiner Botschaft, seinem Geist und mit seiner Vergebung die Welt erlöst hat.

Ist der liebe Gott gar nicht so lieb, wie wir meinen?

Moment, Gott ist noch viel liebevoller als wir meinen. Aber mit Sicherheit lässt er sich nicht domestizieren. Er bleibt unbegreifbar in seiner Größe und in seiner zärtlichen Nähe.

Ob gläubig oder ungläubig, alle mögen Weihnachten. Was daran ist noch christlich?

Gute Frage, aber kein Gegensatz. Weihnachten gehört allen Menschen. Es antwortet auf die tiefe Sehnsucht nach letzter Geborgenheit. Ich denke an einen älteren Mann aus Südafrika, dem ich an meinem ersten Weihnachtsabend in Innsbruck begegnet bin. Er irrte am menschenleeren Domplatz herum, weil er seine Reisegruppe verloren hat. Nach mühsamen Telefonaten konnte ich sein Hotel finden. Er war unterwegs mit einer Agentur, die in drei Tagen „White Europe“ am Plan hatte. Ein Bild echter Verlorenheit. Weihnachten ist ein Heimkommen aus aller Entfremdung und Zerstreuung. Ein Fest der Hoffnung, weil Gottes Herz allen Menschen offensteht, nicht nur den Frommen oder moralisch Unbescholtenen. Das ist die christliche Mitte des Festes.

Zu Weihnachten sind die Gotteshäuser voll, sonst eher leer. Braucht der Glaube überhaupt Kirche?

Ich denke schon, obwohl das Wesentliche im Herzen der Menschen geschieht. Der Glaube benötigt eine Form, um das Leben zu prägen, den Alltag zu durchdringen. Ohne religiöse Bildung und kulturelle Verortung verkommt der Glaube zur bloßen Emotion. Oder versiegt. Kirche ist wie ein Gefäß, wie ein Brunnen. Es geht darum, das Frischwasser anzubieten, das aus dem Urquell des Lebens kommt. Von Gott her. Lebendigkeit und Tradition, Geist und Form bedingt

sich gegenseitig. Und die Brunnenfassung existiert nicht um ihrer selbst willen. Insofern ist die Kirche auch ständig reformbedürftig.

Wie weit darf die gehen: Sind Sie für das Frauendiakonat?

Es wäre ein guter Schritt. Wir üben uns als Kirche auf Synodalität ein, was ich als Entlastung und Auftrag empfinde. Ernsthaft Weggemeinschaften bilden, auch über den kirchlichen Tellerrand hinaus. Niemanden ausgrenzen. Papst Franziskus hat uns diesbezüglich heilsame Lernschritte verordnet. Ihm schwebt eine noch viel tiefere menschliche Verbundenheit vor. In jedem Fall lernen wir, innerhalb der Kirche pluralitätsfitter zu werden. Gegenseitige Verwerfungen können wir uns nicht mehr leisten. Die Welt erwartet von uns ein Zeugnis der Hoffnung. Aus diesem Grund lädt Papst Franziskus für das kommende Jahr zu einer „Pilgerschaft der Hoffnung" ein.

Zu Weihnachten darf man hoffen. Worauf hoffen Sie?

Ich hoffe, dass immer noch jemand da ist, der hofft. Hoffnung ist eine knappe Ressource geworden. Viel Resignation, viel Erschöpfung liegt in der Luft. Auch die allgemeine Gereiztheit und die zunehmende Härte im gesellschaftlichen Umgang sind Ausdruck echter Hoffnungslosigkeit. Weihnachten ist eine Zusage und Aufstehhilfe. Hoffnungsvolle Menschen sind belastbarer und letztlich auch kreativer. Sie sind fähig, miteinander zu reden und gemeinsam an Lösungen zu arbeiten. Ohne Hoffnung gibt es keine gute Politik, auch keine Demokratie. Ohne Hoffnung kein Leben.